

„Ich sag dir Enttäuschung ging über das Gesicht des Mädchens.“

„Schade,“ sagte sie, „aber wenn du es bezeichnest —“
„Was bezeichnen ist keine Rede, Kind. Es ist ein Wunsch, den ich dem deinen entgegenstellen. Es liegen gewichtige Gründe für mich vor, die mich Anfechteln abzuweisen. Sei mir nicht böse.“

Sie neigte nur den Kopf. Ein heftiger Widerstand rührte sich in ihr; aber sie schwieg. Sie trank in langsamen Zügen ihr Sektglas leer.

Die Zügel Brothjohans glitten streifend über ihre Hand. „Presting hat recht, Ani. Es könnte zu misslichen Deutungen Veranlassung geben. Die Welt liebt die Modifiance. Und schließlich, dein Interesse an dem Unternehmen dient uns ja so wie so...“

Den Kaffee trank man in der Bibliothek. Brothjohans pflegte ihn selbst zu bereiten. Der Same setzte die kleine überne Maschine auf ein Tischchen, zündete die Spirituslampe an und stellte dahinter die Kognat- und Alkoholfässer auf. Dann zog er sich lautlos zurück.

„Darf ich in deinen Büchern kramen, Botsch?“ fragte Anita.

„Gern, liebes Kind. Die verbotenen stehen unten in den geschlossenen Räumen.“

„Danke. Ich werde sie respektieren.“

„Rauscht du?“

„Eine Zigarette, aber, bitte, von deinen eigenhändigen.“
Brothjohans drehte ihr eine Pappus und gab ihr Feuer. Nun kammerte sie sich nicht weiter um die beiden Herren. Sie suchte sich eine Anzahl illustrierter Werke aus den Regalen, schickte sie auf einen Tischchen auf, ließ sich dann in einem der leeren Ledersessel nieder und begann die Bücher zu durchblättern. Kaffee fehlte sie brennend ab, nahm aber noch eine zweite Zigarette.

Presting und Brothjohans blieben bei dem Gesprächlichen. Sie hatten noch mancherlei zu besprechen. In dem acht-eckigen Zimmer, dessen Wände völlig mit Bilderrollen besetzt waren, brannten die elektrischen Leuchten. Die Jalou-sieen vor den Fenstern waren geschlossen. Auch dieses Ge-mach zeugte von behaglichem Reichtum und verfeinerter Lebenskunst: mit seinen schwarzgepolsterten offenen Schränken, deren Gehäuse die Bekränder der geschmackvoll gebundenen Bücher zeigten, und seinen gebogenen Armeeublen an Eisenstücken und Klauftischen war es von wohiger Intimität.

Anita lag in einer Ecke umweit der Tür, die Pappus im Mund, deren feinen blauen Rauch sie in kurzen Pausen aus dem Winkel der Lippen ließ. Sie hatte die Beine überein-angebeugt und ein Tafelweil auf ihren Knien, Tizians „Trionfo bella fede“, in dem sie blätterte. Aber ihre kleinen Hände, deren wohlgepflegte Nägel wie mit Hennah gefärbt waren und durch deren zarten Bronzetou das helle Blau des Gewebes schimmerte, schlugen nur selten die Seiten um. Ihr Einem war nicht bei den Gruppenjungen Tizians; ihre Ge-danken wanderten wieder und wanderten in die Zukunft hin-ein, und ihre Lippen bewegten sich unmerklich und fornteten sich, als sprächen sie einen Namen aus — den wunderhässlichen Namen Anita Frein von Presting!...

Durch einen großen und breiten Journalistich von ihr ge-kennt, unweit einer der Herrschaften, hatten die beiden Herren Platz genommen. Die Mostafalen waren geleert, auch die Kognatfässer; der Diener hatte Portier gebracht. Presting, der sonst eine nächtliche Natur war und namentlich im Orient den Alkohol vernied, besand sich heute in der Stimmung, ein Glas über den Durst zu trinken. Seit seine Beiden gegen die Annahme der Anerbietungen Brothjohans geschunden waren, schwelgte er in glücklicher Laune. Nun hatte er ohne viel Federlesen erreicht, was er erreichen wollte — dem alten Abenteuer war wieder einmal das Glück vor die Füße gefallen. Die Adoption Anitas betrachtete er nur als eine Epilobe. Die letzte kleine mit ihren Augen wie aus dunkelbrünneltem Glas und dem Dürftigkeitig war wie-leicht keine bequeme Hausgenossin. Aber das Beieinander-leben sollte nicht lange dauern. Wenn der Winter nahte, war er die Tochter und die Hausgenossin wieder los, und in-zwischen vertug man sich schon bei gutem Willen. „Freilich für ihre Teilhaberschaft an der neuen Gründung dankte er.

„...wollte den Klatsch vermeiden, der unsehbar in den Augen-bild einseitig worden wäre, da man sich hätte, daß das Adopsionsgeschäft mit einer großen Summe an dem Unter-nehmen partizipierte. Brothjohans war ein stiller Kompagnon, das erfuhr niemand — auch sein Verhältnis mit Anita blieb noch geheim, und wenn er sie erst getraut hätte, konnten die Leute schwärzen, so viel sie wollten.“

Sie konnte das neue Leben beginnen. Was er anfing, tat er mit Lust und Liebe. Und gerade an die Begründung seines Tierparks ging er mit voller Begeisterung. Das war etwas Neues und sollte etwas Bahnbrechendes werden. Aber er überlegte dabei: auch eine Viertelmillion konnte bei richtiger Disposition aber Erwartungen rasch ihr Ende erreichen. Er be-sprach mit Brothjohans alle Einzelheiten des Begümes. Noch stand die Ernte auf den Feldern; sie mußte akgewirtschaftet werden. Aber das Weideland oben auf den Bergen ließ sich schon nutzbar machen. Da sollte die Straußenfarm ein-gerichtet werden und zu gleicher Zeit unten an den Wiesen das wilde Gestüt. Das waren die Anfänge, für die man nicht einmal behördlicher Konzession bedurfte. Dann sollten die Fasanerie an die Reife kommen und die Juchtwische mit Raschmirzigen, indischen Zebus, Wildschafen und sibirischen Stichen.

Brothjohans war sehr damit einverstanden, nichts zu über-eilen, sondern langsam und stetig vorzugehen. Schon die Einrichtungen und die notwendigen Neubauten erforderten Zeit. Er war auch dafür, den Import der wilden Bestien auf später zu verschieben und zunächst die Ergebnisse der Aneignungsverände abzuwarten, von denen er sich für die Landwirtschaft, die durch die Ausartungen der Juchtwich zu leiden hat, große Erträge versprach.

„Wenn du Glück hast,“ sagte er, „dann folge ich in Werns-dorf vielleicht deinem Beispiel.“

„Was ist Wernsdorf?“

„Das Fideicommiss unserer Familie, von dem ich dir schon sprach. Der jetzige Besitzer, mein Onkel Leonhard, ist an die Reuzung und kann täglich die Augen schließen.“

„Und du willst dann den Dienst quittieren?“

„Ja. Jedenfalls gehe ich nicht mehr ins Ausland. Du bist auch dafür, Ani, nicht wahr?“

Anita schaute zu dem Sprechenden herüber.

„Wofür, lieber Botsch?“

„Dich in Quito oder Tanger oder Honduras als Frau Gesandtin zu langweilen.“

„Wenn ich bei dir bin, langweile ich mich nirgends,“ er-widerte sie sanft. Der Tonfall ihrer Stimme klang jetzt sehr melodisch. Sie klappte das Buch auf ihren Knien zu. „Sollst du es nicht für an der Zeit, daß ich nach Hause fahre?“ fragte sie.

Die Herren standen auf. „Ganz wie du willst, Schatz,“ entgegnete Brothjohans. „Ich begleite dich.“
(Fortsetzung folgt.)

Gegebenheiten.

Von
Eiegfried Verberth.

(Nachdruck verboten.)
Lichtfluten drögen sich in launend schwallen, überströhen gefächert selbene Tapeten. Das Lichtglühen blendet in Weiße Wärme, in Fehlich, Wand und Decke verankert, lagert massiv im Raum. Die Baronin, mollig verfunken im Sofa, eingebettet in Kissen, nimmt den Abendtee in Gesellschaft von Mama. Mit Badeweer und Stofftieren, Obst, Kognat und Alkoholen überladener Tisch. Man ist wenig, ist satt; spricht kaum, hat sich nichts zu sagen, — sucht, eine zeitlang, kramst-haft nach Redestoff, gibt es auf. Reichtum läßt unwichtig erscheinen: man hat, was zu haben ist. Darüber hinaus — blieben Sensationen — Zufälligkeiten, die sich gelegentlich ergeben, aber Einen herfallen, mitreizen, erheben können, aber nicht beim Abendtee gesprächswesige Bedürfnis auf-tauchen — allenfalls der Begrüßungsszene Inhalt geben. Also spricht man kurz von den Kindern, denen es gut geht — und die somit abgetan sind. — Man ärgert sich schwach über die lästige Stille, trübenmisch und gottgerben, wird aktiv, indem man sich erhebt, läßt, gute Nacht wünscht.

„...wenn ich die Hand nicht in den Haaren hätte, so würde ich dich für einen dummen Menschen halten.“

Die Baronin, rundlich, durchaus hübsch-bild, steht vor einem schönen Leinwand, an dem sie vorbestimmt, fängt die Jofe herbei, die ihr ins Antlitz glänzend folgt, sie schweigend entleidet, freier, mannter, ihr die kalten Fingern warum genach, zu Bett; hält in der Finstern einen Roman, den man ihr als mondän empfunden hat, aber es aber so wenig ist, daß er außer lächerlichem Lächerlich an „hohen Idealen“, transzendentalen Abwegigkeit, Aelterkeiten mit Gedantenreichtum — deutlich fingeistlich-mangel des Autors erkennen läßt. Sie ist das gewohnt. Es gibt nichts anderes: Etwas als widerwärtig, Stiche des Jof-Bemerkens, billiger Selbstbetrug, bequem erreichbar, langsam, herausfordernd ge-nug, um materielle Dummheit vergehen zu lassen.

Ihr Blick gleitet achlos über schöne Stiche hinweg, steht stumpf und gelangweilt in die Weite, in die Nähe, in das Nichts, bunlichlos — aus Mangel an Wunschmöglich-keiten. — Die Jofe kommt, legt eine Platte mit belegten Brötchen und eine halbe Flasche Champagner auf den Nach-tisch, wie allabendlich nach dem Zubergehen der Herrin. Man kann des Nachts erwachen, hungrig und durstig sein, essen und trinken wollen! Erfüllbarer Wunsch, also — durchaus verständliche Gewohnheit! Ebenso wie die des Stroh-peters, nicht auf dem Trottoir zu gehen: noch intensiver Vorstellung der Möglichkeit, daß ihm ein herabfallender Dachziegel treffen könne. — Die Jofe läßt die Hand der Herrin, wünscht gute Nacht, geht.

Die Baronin harret weiter vor sich hin, apathisch, die Hände mit dem Buch liegen verlegen auf dem Plumeau. Sie überlegt: ihr fehlt nichts, kann nichts fehlen. Ein anderes Wes sich wünschen, hieße freveln, Gott lästern, belästigen, Findlich sein. Wädelich, sich Sorgen zu wünschen, bloß um sich über die Möglichkeit, sie hinwegzuräumen, freuen zu können! Wenig Lust — wenig Lust: damit hat man sich abgefunden! Also bleiben, als einzige Wünschung, Entsa-fungen — die sie von Anderen erwartet, weniger aus Mangel an Temperament oder Intelligenz, als aus Mangel vor un-nütigen Unbequemlichkeiten. Sie denkt nach. Einzige Sen-sation demnach: ihr Mann! Das ist sein Beruf, sein Zweck, der Sinn seiner Existenz, seine Rolle in ihrem Leben, sein Verdienst — das die Vaterhaft über die zwei Kinder überwiegt — dafür hat man sich geheiratet, hat er kein gutes Leben, anständiges Aufgehend. — Gewiß ist er auch Baron, steht gut aus, hat Manieren, kann sich als Gatte zeigen lassen, es Pendant dienen — darüber hinaus ist er aber mittellos, also, im Grunde, ihr Mäandern. Also, daß er den Ehrgeiz hat, Mann sein zu wollen, Charakter zu bieten, ihre Langmut demnach behändig Belastungs-proben aussetzt! Daß er glaubt, sich zur Erhaltung der Selbstachtung eine Mätresse halten zu müssen — versteht sich, mit Hilfe des ihm von der jugendlichen Gelbes und unter reichlicher Beistand des ihr allerorts jugendlichen hohen Kreises, eben als ihr Mann — um ihr zu zeigen, daß er nicht ihr gekauftes Mäandern ist! Womit er ihr den Gefallen erweist, die einzige dauerhafte Sensation in ihr allzu temperiertes Dasein zu tragen.

Mag er ruhig soupiere oder andere Dummheiten machen mit seinem Glöchen! Es ist immerhin ein leereses Persön-lichkeit, ästhetisch, sauber, grazilös, fast hübsch, gut angezogen und geschmückt, ausreichend talentiert fürs Theater und gefällt aller Welt. — Seine Sache, wenn ihr armer Junge in es verliebt ist, wie die Wäandern ihr Verdienst, daß Glöchen ihm gehört und es ja nicht werden — bei seinem geringen Einkommen: Talent ist Angut! Glöchen und ihr Herr Gemahl sind vernünftig — trotz „Erhaltung der Selbstachtung!“ Also ist alles in schönster Ordnung. — Galt ja, allenfalls ist es einen Augenblick lang peinlich, wenn man zusammen im Theater ist und Glöchen hübsch mit einer allzu hübschert aussehenden Dame geräuschvoll oben in der Loge ersehnt, die Konturrenz mit einem aufzunehmend, zu Vergleichem herauszufordern. Aber schön: man tut ihm den Gefallen, tut, so als ob man sich gefangen fühlt, weiß, was man weiß, ist, wer man ist, hat, was man hat, lehnt somit einen Konturrenzkampf glatt ab. Findet auch nichts dabei, denn in der Pause der Herr Gemahl Glöchen begrüßt. Ihn gelangt die Hand läßt — ist, wer man ist — belästigt das Publikum, das darin ein „Parces Bild“ steht und freut sich, alles in allem, der anregenden Sensation, die zum Theaterabend ebenso gehört, wie die Möglichkeit, sich in nobelster Kollekte dem Publikum zu setzen.

Die Baronin legt das Buch fort, dreht sich zur Seite, ist ein Kabinenbildchen, trennt ein Bildchen seit dazu, schön langsam, phlegmatisch, dehnt sich und streckt sich, knistert die Lampe aus und stinkt lächelnd in süßen Schimmer.

Mittsommer, Johannisfest, Sonnenwende.

Salle, 28. Juni.

Mittsommer, Johannisfest, Sonnenwende. Drei Namen nur, und doch, was bergen diese drei Namen in sich! Er-leuterungen an die allgermanische Sommer Sonnenwende, Erinnerung an die Jofsummfeste der jungen Christenheit, Erinnerungen an...

Die drei Worte hatten gestern mittag unzählige Schaa-ren in des Provinzialmuseum gelockt, das eine Johannisfeier angeknüpft hatte. Rings um den mächtigen Lichtglühen stand sie enggedrängt, Kopf an Kopf. Alle Gänge und Gassen, alle Treppen und Vorplätze waren dicht! Lezt mit Menschen, Raum konnte das Provinzial-Museum all' die fessen, die gestern gekommen waren, um Johannis mit zu feiern.

Herr Prof. Dr. Hahn e griff zuerst das Wort zu einem kurzen, einleitenden Vortrag. Es ist eigentlich keine Zeit zum Feste feiern; wenn jedoch das Provinzial-Museum der-artige Festschickliche veranstaltet, so sind es schwerwiegende, wissenschaftliche Gründe, die den Anlaß dazu geben. Nicht nur die Bevölkerung Halles nimmt an diesen Veranstaltungen teil, sondern in immer weiteren Kreisen auch außerhalb unserer Stadt erwacht das Interesse an der Arbeit, die hier geleistet wird. Man beginnt, aufzuforschen im Walle auf die Stimmten der Vorgelt. Kein Volk kann auskommen ohne die Idee und das geistige Wand, die es mit der Geschichte seiner Vordäter verknüpfen.

Wir leben in der Zeit der Sommer Sonnenwende, des Mittsommers. Das ist die Zeit, in der unsere gemeinschaftlichen Vorfahren zu großen Festlichkeiten zusammenkamen, zu Festschicklichen, die Volksfeier im wahren Sinne des Wortes waren. Zur selben Stunde brannten in ganz Deutschland unter denselben Zeremonien die heiligen Feuer der Sommer Sonnenwende ab. Zur selben Stunde war unbewußt das ganze Volk einig. Die Menschen sprangen paarweis durch das lauernde Feuer hindurch; paarweis, jeder mit dem oder der Liebsten, die er beschützte, nicht allein; denn Mittsommer ist das Fest der Einheit. Man nahm die Nähe des zum Feuer mit in sein Heim; vom Feuer ging es zum Rime, zum Erntemasstrum. Und am anderen Morgen, da zog Jung und Alt hinaus zum Bad in dem Fluß; oder man wählte sich im Johannisstau, der jung und schon macht. Tanz und heilerer Frohstimm bildeten den Abschluß dieser Feste, an denen „ein einzig Volk von Brüdern“ in Nord und Süd, in Ost und West teilnahm.

Zu Mittsommer brannten die Feuer in deutschen Ländern, die Feuer, die Räuterung und — Tod bedeuten. Tod in der Blütezeit des Jahres, ist dies nicht ein Gegensatz? Der Sonnenhieb — mag es nun Siegfried oder Babur sein — stirbt in der Blütezeit seines Lebens, muß sterben. Die Blüte muß vergehen, damit die Frucht entstehen kann. Die Sonnenwende hatte die Gotte; muß sterben; so auch Johannis, der einem größeren den Weg bereite. Er muß gehen, damit der größere folgen kann. Die Blüte stirbt, und die Frucht kommt auf. Das ist die tiefe Bedeutung der Sommerwende, des Johannisfestes.

Herr Prof. Hahn hatte gerade 2 Hörner ertlangen, die Johannisfeier nahm ihren Anfang. Herein zogen sie, die Jungens mit Pfeilbücheln, mit Schießen, mit dem roten Fahne auf hoher Stange, mit dem frohmühtigen Rab, das in Brand gefetzt als festiges Sonnenrad in den Strom rollen soll, mit all' den jungen Mädchen des Johannis-tages. Und herein kamen sie, die jungen Mädchen in ihren hellen und bunten einfarbigen Gewändern, mit Kränzen in Haar, mit Blumenkränzen in der Hand, mit einem Blumen-kranz auf hoher Stange. Jugend, Blütezeit des Lebens! Diese Jugend zog herein unter den Älteren einer aus der Reihe ballenden Müll! (in die weite meoblich das Pfahlozert

